

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die bespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzbeschriftung 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Bellegen von Prospekten ist 3.60 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der sächsische Finanzminister v. Rißger wird am 1. Dezember in den Ruhestand treten.

Eine Nürnberger Parteiversammlung protestierte scharf gegen die Versuche, die bayerische Sozialdemokratie vor den Karren der babilonischen Revisionisten zu spannen.

Der preussische Landwirtschaftsminister läßt erneut erklären, daß eine Preisnot für ihn nicht existiert.

Das Hochwasser im schlesischen Obergebiet hat schwere Verheerungen angerichtet.

Das Prostitutions-Problem.

II. Leipzig, 10. September.

Die Mittel, die Hessen gegen die Gefahren der Prostitution, gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten bereit hat, sind die zwei großen sanitären Prinzipien Isolierung und Reinlichkeit. Da die Prostitution nicht auszurotten ist — was zutrifft, sofern man die kapitalistische Gesellschaft als die Stufe betrachtet, über welche die Menschheit nicht hinaus kann —, und da es ein utopisches Vorhaben ist, die Millionen reifer, lediger Personen durch Sittenpredigten oder Aufklärung über die Gefahren der Prostitution zur Enthaltensamkeit bis zum Ehebett zu bewegen, so ist das einzige wirklich rationale Mittel die Bekämpfung der Ansteckung. Das jetzige System der polizeilichen Reglementierung der Prostitution ist aber gänzlich unfähig, diese Aufgabe zu erfüllen. Es verschlimmert vielmehr das Uebel. Es ist eine jämmerliche Halbheit, ein trauriges Kompromiß zwischen den Forderungen der Hygiene und denen der offiziellen Moral. Beide kommen dabei zu kurz und das Ergebnis ist Unwahrscheinlichkeit und Heuchelei. Die Polizei soll die Prostitution bekämpfen und muß sie gleichzeitig anerkennen. Das Verrückte dieses Zustandes tritt besonders kraß in der grotesken Tatsache an den Tag, daß die Polizei von der Prostituierten den Nachweis einer Wohnung fordert, daß aber der Wohnungsvormieter, der einer Prostituierten ein Zimmer vermietet, jeden Augenblick einer Anklage und Verurteilung wegen Ruppelrei gewärtig sein muß. Die Leidtragenden sind daher schließlich die Dirnen, die nicht zum wenigsten um dieses strafrechtlichen Risikos willen, das der Vermieter kauft, für die Böcher, die ihnen zum Wohnen überlassen werden, horrenden Zins zahlen müssen. Und wie ihnen hier die staatliche Gewalt als ein Faktor zur Verschlimmerung ihrer Lage entgegentritt, so lernen sie ihn fast in allen Ausprägungen des Systems kennen. Die polizeiliche Reglementierung ist die Verneinung aller An-

sprüche der Prostituierten auf ein noch so geringes Maß von Menschenwürde und Persönlichkeitsrecht, und das Ergebnis ist ein erbitterter Haß der Dirnen gegen die staatliche Gewalt, ein stiller, jäher Krieg gegen ihre Maßregeln, selbst dort, wo sie mit im Interesse der Prostituierten selbst liegen. Solange diese in den Organen des Staates Feinde sehen, denen sie mit besonderer Genugtuung entgegenarbeiten, wo sie können, solange kann von einer freiwilligen Mithilfe der Prostituierten bei der Arbeit zur Eindämmung der Geschlechtskrankheiten keine Rede sein. Die Unwissenheit, namentlich des weiblichen Geschlechts, über die Notwendigkeit und Richtigkeit der gesundheitlichen Maßregeln, eine Unwissenheit, die durch die offizielle Moral gefördert wird, die die Erörterung alles dessen verpönt, was mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt, wirkt mit dem ersten Grunde zusammen, so daß die Prostituierten vielfach selbst die elementarsten Schutzmaßregeln, die ihnen selbst nützen, unterlassen. Das aber auch die strengste Kontrolle der Dirnen ohne ihre freiwillige Mithilfe unzulänglich bleiben muß, das legt das Buch überzeugend dar.

Hessens Forderung ist deshalb ein System staatlicher Aufsicht und Seuchenbekämpfung, das die brutalen Seiten der heutigen Reglementierung abstreift. Deshalb lehnt er auch die Vorschläge jener, die eine Verschärfung der heutigen Reglementierung, die Einsperrung der Prostituierten in Bordelle oder ihre Kafernierung in bestimmte Straßen fordern, entschieden ab. Er faßt seinen Standpunkt in folgende Sätze zusammen:

Die Prostitution an sich in Kulturstaaten „bekämpfen“ zu wollen, ist eine Jagd zu Hoch hinter wilden Gassen; sie durch Bordelle fördern zu wollen, gleich Solon, ist unverträglich mit modernen Staatsgrundsätzen, die keine Sklaverei kennen.

Der Staat sollte sich die Dirnen aber zu Freundinnen machen und zu ihnen sprechen, wie zu den antiken Tempeldienerrinnen gesprochen wurde: „Die Volksgesundheit ist in eurer Hand gegeben — bewahrt sie!“

Die freilich die Prostituierten zu solchem Niveau emporgehoben werden könnten, wäre nicht bloß eine fundamentale Aenderung des jetzigen Systems der Kontrolle erforderlich, sondern auch eine tiefgreifende Aenderung der gesellschaftlichen Anschauungen über die Prostitution und den außerehelichen Geschlechtsverkehr überhaupt. „Sage mir, welche Prostitution du hast, und ich will dir sagen, welcher Art deine Menschlichkeit ist“, sagt Hessen. Und er zeigt in sehr treffenden Ausführungen, daß die Keuschheit der deutschen Prostituierten nur das Echo ist der Keuschheit ihrer Randschaft, daß die Vertierung und Gesellschaftsfeindlichkeit der deutschen Dirnen nur die notwendige Folge der menschenunwürdigen Behandlung ist, die sie sowohl von den Organen des Staats als auch von der öffentlichen Meinung und von der Männerwelt erfahren. Am schlimmsten steht es damit in den Domänen des Junkertums, in den ostelbischen Gebieten, wo die absolute Knechtung des

Landvolkes unter die Herrenklasse und die kümmerliche Entwicklung der Städte einst die Frauen der Bauern und der Kleinbürger zu gefügigen Lustobjekten des Adels machte. So schreibt Hessen:

Nirgends ist die prinzipielle Käuflichkeit des Frauenleibs der Prostitution so weit entgegengekommen, wie in den östlichen Provinzen Preussens, und nirgends haben sich die verwöhnten Triebe der sogenannten Oberklasse derart gewissenlos und brutal zur Erniedrigung ihrer Opfer ansetzen dürfen. Die Keuschheit des Landes bei einem großen Teil dieser armen Mädchen ist nichts als das Echo der Keuschheit, mit der ihnen von seiten ihrer Käufer gewohnheitsmäßig begegnet worden war. Hier gilt es heute noch, und zwar in den allerbesten Kreisen, für fein und anständig, daselbe Mädel, um dessen Fall man sich mit Eile und Gewalt wie ein Verwiesener abgemüht hatte, nach gewonnener Gunst im vertrauten Zirkel „Sau“ zu titulieren.

Mehrfach kommt der Verfasser auf diesen Zusammenhang zwischen den politisch-sozialen Zuständen und der tiefen Stufe der Prostitution in Deutschland zurück. So sagt er an einer andern Stelle, daß die Vertiertheit der deutschen Bordellbirnen das ganz notwendige Korrelat ist zum Herrenmenschtum, seinem Unverständnis für persönliches Unabhängigkeitsgefühl, seinem Hohn für die Ansprache auf Selbstachtung im niederen Volke. Man muß eine Kotte betrunkenen feudaler Säbelkrieger in ein Bordell haben einziehen sehen, um zu wissen, daß nach dem Kauf des Liebesmahls, vor dem man herkam, jetzt nicht einmal so sehr Geschlechtslust verlangt, wie ein Ort aufgesucht wurde, wo man Menschen als Vieh behandeln könnte!

Diesen deutschen Zuständen stellt Hessen die japanischen gegenüber. In Japan verfährt die Prostituierte nicht der sozialen Achtung; sie ist geschützt vor Freiheitsberaubung und Auswucherung durch die Wirte; sie wird beruflich nicht so ausgebeutet, wie das deutsche Bordellmädchen, empfängt am Tage nur einen, höchstens zwei Besuche und wird deshalb nicht so fürchtbar schnell stumpf und zerbrochen, wie ihre deutsche Kollegin. Deshalb ist sie nicht Feindin der Gesellschaft und der staatlichen Organe, und zur verständnisvollen Mitwirkung bei der Bekämpfung der Seuchengefahren zu haben. Sie ist von peinlicher Sauberkeit und erfüllt gewissenhaft die Gebote der Hygiene, so daß Hessen das japanische Prostitutionsystem geradezu ein zweckmäßig eingerichtetes hygienisches Institut zur Gesundheits-erhaltung eines kräftigen Volkes nennt. — Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob Hessen die ihm aus eigener Anschauung nicht bekannten Verhältnisse in Japan nicht zu richtig sieht. Jedenfalls darf man ihm darin zustimmen, daß schon die Annäherung an das japanische System für Deutschland ein entschiedener Fortschritt wäre und einem wirksamen Kampf gegen die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten den Boden ebnet würde. Hessen ist sich nicht im unklaren darüber, daß bei der Macht der Sittlichkeitsprediger und Mucker in Deutschland seine Ideale wenig Aussicht auf Verwirklichung haben. Er beschränkt sich des-

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein literarischer Roman von Rudolf Greinz.

541 Nachdruck verboten. Bier und zwanzigstes Kapitel.

Unaufhaltsam ging es mit dem Haus Michael Senn abwärts. Es war nicht so sehr der geschäftliche Verfall der Firma, als der seelische Niedergang des Franz Senn, dessen Widerstandskraft nun ganz gebrochen war. Nochte der alte Senn auch noch so rechnen drunten im Kontor, er konnte den Verfall doch nicht mehr aufhalten. Es war, als ob von einem festen Bau Stein um Stein bröckeln würde. Einer nach dem andern. Ueber Nacht. Schier unmerkbar und doch mit derjenigen Sicherheit, die ein bauwilliges Haus langsam in sich zusammenbrechen läßt.

Im Geschäft fanden sich wohl nach und nach verschiedene der alten Kunden wieder ein. Aber langsam ging es. Sehr langsam. Man konnte doch den Sagstetter Loisl am Graben drüben nicht mehr fallen lassen. Der hatte ja mit schlauer Berechnung auf den Rückgang der Firma Senn sein Geschäft gegründet. Jetzt mußte man doch beide Handlungen frequentieren, die am Graben und die alte am Domplatz. Denn der Sagstetter Loisl, der war ein sehr frommer Mann geworden. Viel frommer als der alte Senn in seinem ganzen Leben gewesen war. Und einen solchen Mann mußte man doch fördern.

Der Franz hatte die Geschäftsführung jetzt ganz seinem Vater überlassen. Stillschweigend war das geschehen, ohne daß viele Worte gemacht wurden.

„Michael Senn hatte nur noch einmal seinen Sohn energisch zur Rede gestellt. „Das kann nit so weiter geh'n, Franz!“ hatte der alte Mann mit finstern Gesicht gesagt. „Du hab' g'meint, es wär schon früher Etend g'nug im Haus g'wesen, wie du noch a arbeitssamer Mensch warst. Aber jetzt, Franz — jetzt bist a Lump!“

Michael Senn konnte gar nicht mehr weiter sprechen vor innerer Erregung. Zorn- und Mitleid mit dem Sohn überkam ihn und ein tiefer Haß auf die Frau des Sohnes, die diesen soweit getrieben hatte.

Die beiden Raffener Buben wichen nicht von der Seite des Franz. Der war ihnen ja jetzt eine willkommene „Wurz'n“ geworden, die sie immer wieder ausbeuten konnten. Der Franz brauchte die beiden. Er brauchte ihre Gesellschaft, um sich zu betäuben.

Und eines Abend war die Agnes Angerer in das alte Haus am Domplatz gekommen. Sie wollte dem Franz in aller Güte zureden. Michael Senn selber hatte sie darum gebeten. „Vielleicht nützt's was, wenn du mit ihm redest, Agnes.“ hatte er traurig gesagt. Die Augen waren ihm dabei feucht geworden.

Der Agnes war der Gang hart angelassen. Aber sie hatte sich sofort aufgemacht. Ohne Zaudern. Wenn der Franz zu retten war, so wollte sie kein Mittel unversucht lassen.

Mit klopfendem Herzen war sie in das Haus gekommen, das sie seit langen, langen Jahren nicht mehr betreten hatte. Ganz allein war sie gekommen. Im einfaches dunklen Kleid.

Droben im Hausgang begegnete sie dem Kosele. Das Kind warf sich ihr mit einem lauten Jubelschrei an den Hals. „Tante Agnes, du liebe, liebe Tante Agnes, bist du mit gekommen!“

Agnes küßte das kleine Mädchen. „Sei ruhig, Kosele. Ich möcht' mit dein' Papa sprechen, Weißt, wo er ist?“ flüsterte sie leise.

„Da drinnen!“ Das Kind deutete auf die Türe des Wohnzimmer, aus dem Lärm und roher Gesang scholl. „Und der Onkel Toni und der Onkel Peter sind auch drinnen.“ sagte das Kosele leise und traurig.

„Agnes machte sich sanft von dem Kosele los. „Bleib' da, Kosele. Ich muß hineingeh'n zu ihm.“ sagte sie.

„Ich geh' mit!“ erklärte das Kind. „Wo i dich jetzt ohnedies so selten seh'!“ fügte sie getränkt hinzu.

Frau Lina Senn hatte ihrem Kind verboten, zu den Angerer Mädchen hinüberzugehen. Auch zum Großpapa hinauf in den zweiten Stock ließ sie das Kosele nicht mehr. Deswegen schlich sich das Kind aber doch noch manchmal in das stille Haus am Pfarrplatz, lief heimlich zum Großpapa hinauf oder setzte sich zu ihm hinunter ins Kontor und machte dort ihre Schulaufgaben. Wenn ihr die Lina zufällig einmal drauf kam, dann schlug sie das Kind unbarmherzig.

Agnes trat mit dem Kosele an der Hand in das große Wohnzimmer, wo Franz mit den beiden Raffener Buben an dem runden Tisch saß. Ein übler Geruch von Wein und Tabak schlug dem Mädchen entgegen. Das Licht der Lampe über dem Tisch war getrübt von dem Tabakqualm. Die drei Männer spielten Karten und hatten offenbar schon alle drei dem Wein, der in einem großen bauchigen Krug am Tisch stand, stark zugesprochen. Der Franz war bereits arg angebuselt und stierte stumpfsinnig auf die Agnes, die mit dem Kind im Tür Rahmen erschien. Sie kam auch dem Toni und dem Peter sehr überraschend. Alle hielten unwillkürlich im Spiel inne. Es herrschte geraume Weile Schweigen in dem Zimmer.

Agnes war kreideweiß im Gesicht. Sie sah mit weit aufgerissenen Augen auf den Mann, den sie noch immer liebte. Mit hochrotem Gesicht sah Franz Senn da. Sein Blick hatte etwas Verwornenes, Ausdrucksloses.

Der Toni war der erste, der seine Fassung wieder fand. „Ah, die Fräul'n Angerer!“ sagte er und kam der Agnes mit ironischer Höflichkeit entgegen. „Wollen's nit a